

sche Büro den späteren Reichskanzler Bismarck „bereits in seiner Ministerpräsidentenzeit weitgehend von pressepolitischer Tätigkeit ausgeschlossen habe“ (S. 2), in ihrer Aussage kryptisch. Sie führen den Leser auf eine falsche Fährte. Und die Vorgeschichte des Zeitungsbüros im Vormärz – nur wegen des Aufsatzes von *Nöth-Greis* ist im Untertitel des Sammelbandes überhaupt vom Vormärz die Rede – umfaßt nicht einmal eine Seite. Andererseits wird permanent und oft unnötig, zudem ermüdend lange aus den Quellen zitiert, so daß sich der Text über einige Passagen hinweg eher wie eine Chronik liest. Quellenkritik, wie sie generell bei historischen Darstellungen selbstverständlich und bei einem Thema zur Pressepolitik erst recht geboten ist, findet kaum statt. Kurz, das interessante Thema harret weiter einer differenzierten Analyse.

Die Beiträge zum Bereich der Propaganda, die hier nicht im Detail besprochen werden sollen, widmen sich der deutschen Auslandspropaganda im Ersten Weltkrieg (*Jürgen Wilke*), der deutschen Kriegspropaganda gegen Frankreich in den Jahren 1939/40 (*André Uzulis*), der deutschen Propaganda in Spanien 1942–1944 (*Ingrid Schulze Schneider*), der britischen Flugblattpropaganda gegen Deutschland im Zweiten Weltkrieg (*Jan Isenbart*), der Radiopropaganda der DDR gegen die Bundesrepublik durch den „Freiheitssender 904“ und den „Deutschen Soldatensender“ (*Jürgen Wilke/Stephan Sartorius*) sowie summarisch der westdeutschen Propaganda im Kalten Krieg (*Sonja Isabel Krämer*). Zudem gilt ein Aufsatz der Erforschung der NS-Propaganda durch Wissenschaftler in den USA (*Elke Blumenauer*), die der kommunikationswissenschaftlichen Inhaltsanalyse als eigenständiger Wissenschaftsdisziplin

wesentliche Impulse verlieh. Meist mit systematischem Zugriff, werden in den erstgenannten Aufsätzen die Ziele, Inhalte, Methoden sowie die Akteure der politischen Propaganda beleuchtet. Neben Flugblättern und der Presse spielte dabei seit den dreißiger und vierziger Jahren in zunehmendem Maße der Rundfunk eine zentrale Rolle. Und während die Propaganda im Ersten und Zweiten Weltkrieg bzw. im Spanischen Bürgerkrieg das militärische Geschehen begleitete, avancierte politische Propaganda nach 1945 gleichsam zum „Kriegersatz“. Denn die Radiopropaganda der DDR auf der einen Seite und propagandistische Organisationen in der Bundesrepublik wie der „Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen“ und die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ auf der anderen Seite wurden zu zentralen Elementen des „Kalten Krieges“.

Werner Greiling

Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich, hrsg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walter, Akademie-Verlag, Berlin 1999, 486 S.

Die dritte Centenarfeier der im Jahre 1700 begründeten Churfürstlich Brandenburgischen Societät der Wissenschaften bestätigt, was sich auch schon am 150. Jubiläum der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 1996 ablesen ließ. Die ehrwürdigen Institutionen schicken sich ins Unvermeidliche und überlassen den Historikern unter ihren Mitgliedern die Vorbereitung einer Geburtstagsgabe. Gesamtdarstellungen auf dem inzwischen erreichten Niveau der Wissenschaftsgeschichte sind dabei aber nicht inten-

diert. Unter Verweis auf einen für monographische Zusammenschau ungenügenden Forschungsstand bleibt das Resümee Sammelbänden überlassen, die aus Konferenzen hervorgehen. Die Frage, warum die Akademien nicht die Kraft und den Enthusiasmus aufbringen, um die nötigen Ressourcen zu mobilisieren, die diesem Zustand abhelfen, bleibt ungestellt. Eine mögliche Deutung dieses Dilemmas wäre, daß für die Identitätssuche der Gelehrtensozietäten historische Vergewisserung keine entscheidende Rolle mehr spielt, Reformen in den Akademien die zereemoniale Vergangenheitsbeschwörung eher als Hindernis empfinden.

Der vorliegende Band, der das erste von insgesamt drei internationalen Symposien zur neueren Geschichte der Berliner Akademie dokumentiert, gibt eine Reihe von Hinweisen in dieser Richtung. *J. Kocka* leitet mit einem Problemaufluß ein, der ein Forschungsfeld skizziert, das noch weitgehend unbearbeitet ist. Die respektable Frühgeschichte wird darin mit Verweis auf Harnacks große Darstellung der ersten beiden Jahrhunderte von Preußens Wissenschaftler-Vereinigung relativ kurz abgetan und das Interesse schnell auf die letzten einhundert Jahre gelenkt, die nicht nur weniger erforscht, sondern auch für Fragen der heutigen Fortentwicklung des Akademie-Gedankens ergiebiger erscheinen. Es geht dabei insbesondere um den Platz, den die Akademien einnehmen können, nachdem die institutionelle und funktionale Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems seit den 1860er Jahren erheblich an Tempo zugenommen hat. Angestammte Funktionen drifteten von den Akademien weg, und neue Aufgaben fanden ihren Platz außerhalb der Mauern ehrwürdiger Gelehrsamkeit, so daß sich immer mehr der Eindruck eines mühsam (wenn auch mit aufwen-

digem Dekor) überlebenden Dinosauriers ergibt. Der zwischen 1900 und 1914 ausgetragene Streit, ob Interdisziplinarität und Forschungsorientierung innerhalb (wofür allen voran in Leipzig Karl Lamprecht mit seinen Forschungsinstituten der König-Friedrich-August-Stiftung plädierte) oder außerhalb (wofür sich Harnack und andere in Berlin mit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft stark machten) der Universitäten institutionell gebündelt werden sollten, hatte mit den Akademien sehr wenig zu tun. Die Dynamik, die das Humboldtsche Ideal von 1810 einer Einheit von Forschung und Lehre pulverisierte, schuf neue Einrichtungen und transformierte die Hochschulen. Die Akademien sahen sich alsbald reduziert auf eine Sozibilitätsform bestimmter akademischer Kreise, die ihre kommunikative Funktion vor allem bei der Organisation von Widerstand gegen neue Entwicklungen entfaltete, und auf eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Verleihung von Prestige und direkten Zugangsrechten zur politischen Spitze des Landes. Indem die Berliner Akademie (anders als die anderen deutschen Akademien, die sich allein auf Kommissionen und historisch oder philologisch ausgerichtete editorische Langzeitprojekte konzentrierten) mehrfach versuchte, eigene Forschungsinstitute aufzubauen, versuchte sie der neuen Konkurrenz Paroli zu bieten. Realisiert wurde das Vorhaben allerdings erst mit den Veränderungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR. Mit der Abwicklung von Instituten und Personal sowie der Verlagerung einzelner Institute an Universitäten, in die Max-Planck- oder Fraunhofer-Gesellschaft bzw. in die Verantwortung der Länder, setzte sich die Linie der Funktionsverarmung der Akademie

ungeachtet manch produktiver Arbeitsgruppe wieder durch. Hiervon bestimmt sich auch das heutige Selbstverständnis, in dem die lange Vorgeschichte nur noch wenig mobilisierende Attraktivität auszustrahlen scheint: „Die Akademie wurde 1992 neugegründet in Anknüpfung an ihre weiter zurückliegende Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, einige Anstöße der kurzlebigen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1987–1990) aufnehmend, aber nur wenig von dem fortführend, was in der DDR dazugekommen war“ (S. XIII). Das Ziel, die Akademie weder zopfig noch teleologisch zu interpretieren, hebt sich vorteilhaft von anderen denkbaren Darstellungen ab, die vielleicht im Jahre 2000 erschienen wären, wenn es nicht den Bruch von 1991–1993 gegeben hätte.

Und die meisten Beiträge folgen diesem Weg, konzentrieren sich auf problemzentrierte Darstellungen einzelner Aspekte. Sie bestimmen ihr Verhältnis zu den aufstrebenden Universitäten des 19. Jhs. (*W. Rüegg*), anderen Gelehrten-Assoziationen (*C. Grau*), der urbanen Soziabilität (*R. v. Bruch*), zu den Internationalisierungstendenzen vor dem und während des Ersten Weltkrieges (*H. Laitko*; *B. Schroeder-Gudehus*), während *P. Walther* die Statutendebatten als Kämpfe um den Charakter der Institution deutet, *B. v. Brocke* die Verlustgeschichte um 1900 durch den Verzicht auf die Option eigener Forschungsinstitute nachzeichnet und *L. Daston* einen bemerkenswerten Vergleich der Spezialisierungs- und Professionalisierungstrends in der englischen, französischen und deutschen Wissenschaftsszenerie vorlegt, in dem das obsessive Ideal der „Reinheit und Einheit der Wissenschaften“ im deutschen Fall eindrucksvoll hervorleuchtet, aber eben durch die Kontrastierung

mit anderen europäischen Wissenschaftskulturen nicht als alternativlose, kulturell sublimierte Modernisierungskonsequenz aufscheint. Die sprunghaft am Ende des 19. Jhs. ansteigende Spezialisierung richtete sich gegen den Gedanken der Akademien als Treffpunkt aller Orientierungen. Während die Pariser Académie des Sciences sich die zahlreich aus dem Boden schießenden spezialisierten akademischen Gesellschaften als „Wartensäle für die Mitgliedschaft in der Akademie“ hierarchisch nachordnete, die Royal Society in London selbst eine gewisse Unterteilung (z. B. ihrer Schriftenreihen) für sich akzeptierte, sonst aber gleichfalls gelassen auf ihr Erstgeburtsrecht verwies, reagierte die Preußische Akademie beinahe panisch und begab sich selbst in die Falle, eine Hüterrolle für die Einheit der Wissenschaften zu beanspruchen, die sie bald überfordern mußte. Das deutsche Seminarsystem trieb den Prozeß der Professionalisierung und vor allem der Spezialisierung schneller und weiter voran, als dies vergleichbar im französischen oder englischen Wissenschaftssystem der Fall war. Aber gerade gegen diesen Trend, den ihre Mitglieder an den Universitäten an führender Stelle mittrugen, stemmte sich die Akademie verzweifelt. Die verlorene Einheit verlagerte sich immer mehr in die Homogenität des Habitus, der durch ähnliches (hohes) Alter, Zugehörigkeit zu einem dichten Netzwerk und gemeinsame Sozialisierungserfahrungen (u. a. gerade im Seminarbetrieb der Hochschulen) stabilisiert wurde. Der Beitrag von *Daston* macht auf besondere Weise plausibel, wie Sozialgeschichte der Institutionen, Kulturgeschichte ihrer Angehörigen und die Geschichte der kognitiven Ordnungs- und Innovationssysteme klug miteinander verbunden werden können. Es

bleibt zu wünschen, daß bei den vorgesehenen zwei weiteren Bänden über die Zeit bis 1945 und nach dem Zweiten Weltkrieg *Dastons* These ebenfalls komparatistisch verfolgt wird. Die Auflösung der stabilen Herkunftsmilieus deutscher Akademiker bietet dann einen reizvollen Kontrast zu den Ergebnissen für das Kaiserreich.

Der zweite Teil des Bandes ist einer Reihe von (berühmten) Einzelfähnen gewidmet und erörtert vom Wirken der herausragenden Persönlichkeiten her die Öffnung bzw. Abschließung der Akademie gegenüber neuen Disziplinen, bei denen sich schnell die Frage stellte, ob sie mit einem Selbstverständnis als Hort der Grundlegendiskussionen vereinbar waren oder eine begrüßenswerte Anpassung an die Nutzenserwartungen der industrialisierten Gesellschaft darstellten.

Die Herausgeber beschließen den Band mit einem über 50seitigen Resümee, das insbesondere eine genaue Übersicht zur Institutionenlogik anhand der Statuten und der Finanzen sowie zu den Mitgliedern und ihren Arbeitsformen gibt und zahlreiche Themen in den Aufsätzen noch einmal in synthetisierender Absicht aufgreift. Wenn dies für die beiden Folgebände beibehalten wird, ergibt sich indirekt doch ein gewisser Überblick zur Vorgeschichte des jetzigen Zustandes der Akademie. Wenn dabei nicht in Erinnerungen geschwelgt wird, sondern das heutige historische Selbstverständnis einer 300jährigen Institution offengelegt wird, kann man dies nur begrüßen.

Matthias Middell

Hermann Sommer, Zur Kur nach Ems. Ein Beitrag zur Geschichte der Badereise von 1830 bis 1914 (Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz; Bd. 48), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, 786 S.

Eine Reise ins Bad gehörte im 19. Jh. neben der Bildungsreise und dem Landaufenthalt zu den Pflichtbestandteilen der Lebensführung der gesellschaftlichen Elite. Es muß deshalb verblüffen, daß die Bürgertums- und die Tourismusforschung den Kurreisenden bisher am Wege liegen ließ. Dabei ist der Tourismus ähnlich dem Bürgertum und der bürgerlichen Gesellschaft eine Übergangsercheinung zwischen Tradition und Moderne, die Zusammenhänge größerer Reichweite wie in einem Brennspiegel bündelt. Die Bäder waren sommerliche Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens, in denen Angehörige verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und vielfältigste Lehenseatwürfe aufeinandertrafen. Eine Analyse touristischer Praktiken könnte bisher vernachlässigte historische Räume jenseits der Arbeits- und Alltagswelt erschließen sowie den sich verändernden Begriff der Zeit und der Art ihrer Inanspruchnahme ausloten.

Die Mainzer Dissertation von 1997, die einem der besuchtesten Badeorte des 19. Jhs. gewidmet ist, beabsichtigt, ein Fundament für die weitere Erkundung der Badereise zu gießen. Ihr Ziel ist es, „einen Gesamteindruck von dem Dasein als Kurgast“ in Ems zwischen 1830 und 1914 zu vermitteln (S. 8), wichtigste schriftliche Quelle ist die publizierte Kurliste. Den 'Körper' der Arbeit bildet eine Analyse der sozialen und nationalen Herkunft der Kurgäste. *Sommer* zeigt anhand einer riesigen Fülle statistischen Materials, wie sich die Besucherschar und damit auch das